

„Städte sind dynamisch“

Karlsruher Architektur-Professor Riklef Rambow zum historisierenden Bauen

Im Jahr des Bauhaus-Jubiläums spitzt sich ein Konflikt zu, der bereits länger schwelt. Viele Menschen empfinden moderne Architektur als karg und kalt und fordern – zum Teil mit Erfolg – Rekonstruktionen von historischen Bauwerken, die im Zweiten Weltkrieg untergegangen sind. Der Ton zwischen ihnen und den Fachleuten, die dies ablehnen, wird vor allem in den sozialen Netzwerken im Internet zunehmend rauer. Unser Redaktionsmitglied Ulrich Coenen sprach mit Riklef Rambow, Professor für Architekturkommunikation an der Fakultät für Architektur des KIT, über dieses Phänomen.

BNN-Interview

Wieso wünschen sich die Menschen Rekonstruktionen alter Bauwerke und ganzer Straßenzüge?

Rambow: Dieses Bedürfnis ist zweifellos in weiten Teilen der Bevölkerung vorhanden und als sentimentale und nostalgische Neigung auch relativ leicht zu aktivieren. Die Menschen besuchen im Urlaub Altstädte, fühlen sich dort wohl, und haben den Eindruck, dass es in moderner Architektur nicht so kuschelig ist. Das geht mit dem Gefühl einher, dass die Architekten damals „noch bauen konnten“. Ich finde das per se nicht verwerflich und in Teilen nachvollziehbar. Ich verstehe aber natürlich auch die Fachleute, die darauf hinweisen, dass man auf diese Weise nicht die Stadt der Gegenwart und der Zukunft bauen kann.

In Frankfurt wurde im vergangenen Jahr die „Neue Altstadt“ in weitgehend historischen Formen vollendet, in Berlin steht die Rekonstruktion des Stadtschlusses vor der Fertigstellung. Die Initia-

toren feiern dies, Experten reagieren ablehnend.

Rambow: Ich persönlich hätte die „Neue Altstadt“ an dieser Stelle nicht gebraucht. Sie ist aber, der fast hysterischen Ablehnung einiger Fachleute zum Trotz, kein Drama. Es geht um die Größe von etwa zehn Fußballfeldern. Ich sehe dort eine große Vielfalt von architektonischen Lösungen, interessante Wegeverbindungen und Räume, die von sehr unterschiedlichen Menschen genutzt und mit Neugier wahrgenommen werden. Vor allem hat dieses Projekt für ein unglaublich großes Interesse an Architektur, Stadtplanung und Stadtgeschichte gesorgt. Das finde ich sehr positiv.

In Berlin ersetzt das rekonstruierte Stadtschloss den Palast der Republik, ein Hauptwerk der DDR-Architektur. In Frankfurt ist an die Stelle des Technischen Rathauses aus den frühen 1970er Jahren die „Neue Altstadt“ getreten.

Rambow: Das muss man differenziert sehen. Das Technische Rathaus war nie ein gutes Gebäude und schon während seiner Erbauung umstritten. Es fügte sich bewusst nicht in den städtebaulichen Kontext ein und war in gewisser Weise geschichtsvergessen. Der Palast der Republik war zweifellos ein wesentliches Werk der ostdeutschen Architekturgeschichte, steht aber auch für den Größenwahn dieses Systems. Ihn hätte ich persönlich gern erhalten gesehen.

Organisationen wie zum Beispiel „Stadtbild Deutschland“ fordern weitere Rekonstruktionen, beispielsweise des Anhalter Bahnhofs oder der Synagoge in Kreuzberg (beide Berlin). Oft handelt es sich um Bauten aus dem 1918 untergegangenen Kaiserreich.

Rambow: Man muss jede Diskussion für sich betrachten. Wenn eine Initiative viel Zeit und Energie in ein solches Projekt investiert, muss man sie grundsätzlich ernst nehmen. Es sind dann gute Gegenargumente erforderlich. Eines kann sein, dass das moderne Gebäude, das an dieser Stelle steht, erhaltenswert ist. Es ist wichtig, diese Fragen offen zu diskutieren, und sich nicht gegenseitig ideologische Verblendung und niedere Motive vorzuwerfen.

Auf der anderen Seite gibt es inzwischen Internet-Projekte wie „Big Beautiful Buildings“, die sich für die Nachkriegsmoderne engagieren. In diesem Kontext ist auch die Ausstellung „SOS Brutalismus – Rettet die Betonmonster!“ im Deutschen Architekturmuseum 2018 zu nennen.

Rambow: „Big Beautiful Buildings“ ist eine äußerst interessante Initiative. Ich hoffe, dass damit viele Menschen erreicht werden und dass dies der teilweise pauschalen Kritik an der Nachkriegsarchitektur entgegenwirkt. Ich warne aber davor, alle großen Bauwerke der 1970er Jahre unter Schutz zu stellen, unabhängig davon, ob sie ihre Aufgabe heute noch angemessen erfüllen. Solche Forderungen von Experten können leicht das Gegenteil bewirken, wenn die Bürger glauben, dass die Fachleute nur ihre eigenen Interessen verfolgen.

Bis zu Beginn der 1980er Jahre wurden Bauwerke aus der Zeit um 1900 als nicht erhaltenswert rücksichtslos und in großer Zahl abgerissen. Laufen wir nicht Gefahr, diesen Fehler mit der Nachkriegsmoderne zu wiederholen?

Rambow: Es hat eine Umbewertung des Historismus stattgefunden, das stimmt. Das heißt aber nicht, dass das bei allen



FÜR IHN DÜRFEN REKONSTRUKTIONEN SEIN: Riklef Rambow, Professor für Architekturkommunikation am Karlsruher Institut für Technologie (KIT). Foto: uc

anderen Epochen auch so sein wird. Städte sind dynamisch, wir müssen deshalb nach heutigem Wissen auswählen, was erhaltenswert ist und was nicht.

Stephan Trüby, Professor für Architekturtheorie an der Universität Stuttgart, hat am 8. April 2018 in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung die „Neue Altstadt“ in Zusammenhang mit rechtsradikalem Gedankengut gebracht.

Rambow: Ein komplexes Thema. Ganz kurz: Ich halte Trübys Kritik inhaltlich für überzogen. Ich empfinde sie als polemisch, und sie hat der Diskussion nicht genutzt.

Nun wissen wir aber seit der Habilitationsschrift von Günter Bandmann 1949, dass Architektur ein Bedeutungsträger ist. Kann Architektur überhaupt unpolitisch sein?

Rambow: Hoffentlich hat jede Architektur eine Bedeutung. Welche es ist, muss jeweils verhandelt werden. Die politische Bedeutung des barocken Stadtgrundrisses von Karlsruhe ist nirgendwo festgeschrieben und für den Laien auch nicht unmittelbar ablesbar. Wichtig ist: Auch wenn Architektur politisch ist, ist dies nur eine Bedeutungsebene unter mehreren. Menschen wollen – völlig zu Recht – sich in Architektur und Stadt auch wohlfühlen, sie nach ihren Bedürfnissen nutzen, und Gebäude schön finden.

Dürfen das Rekonstruktionen sein?

Rambow: Meines Erachtens ja. Sie können im Einzelfall zu Vielfalt und Qualität beitragen. Es gibt immer mehr als nur eine Lösung für die Stadt. Vielleicht ein Promille aller Neubauten sind aktuell Rekonstruktionen. Ich hoffe, dass wir zu einem respektvollen Diskurs zurückkehren.



DER URLAUB WIRD ZUM HORRORTRIP in dem Film „Wir“, in dem Regisseur Jordan Peele wie in seinem Debüt „Get Out“ Grusel und Satire kombiniert. Foto: Universal

Grausige Doppelgänger

Neu im Kino: Zweiter Streich des „Get Out“-Regisseurs

Gleich mit seinem ersten Spielfilm, der Horrorsatire „Get Out“, landete der als Komiker bekanntgewordene Jordan Peele vor zwei Jahren einen Volltreffer. Die Kritiker überschütteten den unheimlichen Streifen mit Lobeshymnen, und bei Produktionskosten von rund 4,5 Millionen Dollar spielte der Film sagenhafte 255 Millionen Dollar ein. Noch dazu durfte Regie-Debutant Peele einen Oscar für sein clever arrangiertes Drehbuch entgegennehmen, das bissig und gewitzt den Rassismus in der US-Gesellschaft beleuchtet.

Mit dem Nachfolger „Wir“ führt der Afroamerikaner nun erneut in düstere Gefilden. Am Anfang steht der Aufbruch einer Familie in ein Landhaus. Mit ihrer Familie will Adelaide Wilson (Lupita Nyong'o) die Ferien an der kalifornischen Küste verbringen. Doch dort wird sie von der Erinnerung an eine grauenhafte Erfahrung, die sie als kleines Mädchen im Spiegelkabinett auf einem Jahrmärkte gemacht hat, eingeholt. Ihre Befürchtungen verdichten sich zu handfester Panik, als in der Nacht plötzlich vier in Rot gekleidete Gestalten vor dem Anwesen der Wilsons stehen. Zum Entsetzen der Bewohner sind die ungebetenen Gäste ihnen wie aus dem Gesicht geschnitten.

Der Angriff auf das Eigenheim ist eine Standardsituation des Horrorkinos. Peele verpasst ihr einen interessanten Dreh, indem er die sympathisch gezeich-

neten Protagonisten auf furchteinflößende Doppelgänger treffen lässt. Die Überzeugung, ein einmaliges Individuum zu sein, gerät so von einer Sekunde auf die andere ins Wanken. Die Begegnung mit den aggressiven Ebenbildern und die Fluchtversuche treiben den Puls ein ums andere Mal nach oben, ohne dass der Film krachende Geisterbahneffekte bemühen müsste. Besonders wirkungsvoll sind die mitunter gespenstischen Bewegungen der Kamera.

nera (Mike Gioulakis), die den Nervenzitronen befeuert. Förderlich ist freilich auch das mitreißende Spiel der in Doppelrollen agierenden Hauptdarsteller, denen das Drehbuch vollkommen gegensätzliche Darbietungen abverlangt. Ähnlich wie in „Get Out“ baut der Regisseur Gags und ironische Spitzen ein. Ungewöhnlich und ambitioniert ist die Fülle an popkulturellen Anspielungen und gesellschaftlichen Beobachtungen. Unterschwellig erzählt der Film von der tiefen Spaltung der USA, der Wut der Abgehängten und Unterdrückten und der Angst vor dem Fremden. Und Peeles selbstbewusster Umgang mit den Regeln des Horrorgenres ist absolut bemerkenswert. Christopher Diekhans

Wo läuft der Film?

Ab Donnerstag: Karlsruhe: Filmpalast, Universum City. Bretten: Kinostar. Baden-Baden, Bruchsal, Pforzheim: Cineplex. Offenburg, Rastatt: Forum.

Erdrückende Belege

Masha Gessen erhält den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung

Als der russische Zoll Masha Gessens Buch „Die Zukunft ist Geschichte“ abging, verbreitete sich die Nachricht zur neuen Arbeit der krenlkritischen Autorin blitzartig. Von Zensurversuchen war da im vergangenen Herbst die Rede. Passend dazu der Untertitel des Buches (Suhrkamp): „Wie Russland die Freiheit gewann und wieder verlor“. Gessen kann sich in diesem Jahr über den Leipziger Buchpreis für Europäische Verständigung freuen.

Die US-Autorin mit russischen Wurzeln schildert unter anderem am Schicksal von vier jungen Menschen, wie die Politik unter Krenlchef Wladimir Putin liberal gesinnten Leuten zusetzt und sie in die Flucht in den Westen treibt. Es ist kein Buch über Masha Gessen, die nach vielen Jahren als Chefredakteurin in Moskau 2013 selbst die Koffer packte und wieder in die USA übersiedelte. Dort hatte sie schon als Teenager gelebt.

Der Grund für Gessens Weggang waren neue schwulen- und lesbenfeindliche Gesetze. Die Autorin, die mit ihrer Partnerin Darya Oreshkina, Tochter des bekannten krenlkritischen Politologen Dmitri Oreschkin, gemeinsam Kinder großzieht, sah ihr Familienleben in Gefahr. Das schwingt zwar mit in ihrem Buch. Doch nimmt sich Gessen andere Fälle vor. Es sind Anfang der 1980er Geborene, die Freiheiten unter Krenlchef Boris Jelzin erlebten, nun aber ein bedrohliches Klima von Hass in der Gesellschaft beklagen.

Für Gessen ist der Umgang mit Homosexualität ein Gradmesser für die Freiheitsliebe einer Gesellschaft. Sie erzählt hier die berührende Geschichte von Alexej Gorschkow, genannt Ljoscha. Als Schwuler wird er in der russischen Provinz geprügelt. Er macht dann Karriere als Dozent an der Uni. Der junge Mann, der auch von seinem Sexleben in Russland erzählt, läuft aber immer wieder Spießruten. Aus Angst um sein Leben findet er schließlich Asyl in den USA.

Auch die Geschichte von Shanna Nemzowa, Tochter des 2015 in Kremlnähe ermordeten Putin-Gegners Boris Nemzow,



MASHA GESSEN ist eine scharfe Kritikerin Wladimir Putins. Foto: Evan Agostini

erzählt Gessen so tiefgründend wie fesselnd. Dem Leser bieten sich intime Einblicke in das Leben dieser in Russland prominenten Familie. Die Journalistin, die eine Stiftung zum Andenken an ihren Vater ins Leben rief, fand nach dem nicht restlos aufgeklärten Verbrechen Arbeit bei der Deutschen Welle in Bonn.

Gessens Akteure wollen sich – anders als die Putin zugetane Mehrheit – nicht abfinden mit einer zunehmend autoritären Politik. Es sind aber Akteure, die neben dem Willen auch die nötigen Mittel haben, im Westen ein neues Leben anzufangen. Die meisten Russen haben das nicht.

Gesprochen hat Gessen auch mit dem prominenten Soziologen Lew Gudkow und der Psychoanalytikerin Marina Arutjunjan. Zu Wort kommt nicht zuletzt der Putin-Einflüsterer Alexander Dugin, ein rechtsnationalistischer Ideologe, den sie aber nicht selbst traf. Leichte Lektüre ist das alles nicht. Im-

mer wieder bringt sie wissenschaftliche Abhandlungen zur Gesellschaftstheorie. Auf den fast 600 Seiten gibt es viele philosophischen Passagen über totalitäre Systeme – aus dem Werk von Hannah Arendt zum Beispiel.

Schon in ihrem Buch „Der Mann ohne Gesicht“ (2012) zeichnete Gessen anhand des Lebens von Putin, der vom KGB-Offizier zum Präsidenten wurde, nach, wie Russland nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion Freiheiten gewann und wieder verlor. Ihr Buch „Die Geschichte ist Zukunft“ dreht sich weniger um Putin, als vielmehr um die Sowjetgeschichte und den schleichenen Tod der Demokratie.

Detailliert dokumentiert Gessen die zunehmende Einschränkung von Freiheiten der vergangenen Jahre in Russland und die Übergriffe auf Oppositionelle. Die Leipziger Buchpreis-Jury lobte, dass sie so den Blick schärfte für die Gefährdung der eigenen demokratischen Institutionen. Neu ist die These zwar nicht, dass dieses von Menschen sowjetisch-autoritärer Prägung regierte Land auf ein totalitäres System wie damals zusteure. Frische Belege dafür bietet Gessen aber allemal in erdrückender Menge.

Dass der Trend zu einer Bevormundung der Menschen wie einst im Kommunismus wohl weiter geht, dürfte Gessen auch künftig Stoff bieten. Zuletzt sind in Russland vor allem junge Menschen zu Tausenden zu Protesten auf die Straße gegangen, weil sie um die Freiheit des Internets fürchten. Das Parlament hatte zuvor die Strafen für unerwünschte Informationen im Internet deutlich erhöht. Schon jetzt sind in Russland viele zum Beispiel in Deutschland zugängliche Internetseiten gesperrt. Den nächsten Schritt hat Putin schon angekündigt: ein autonomes russisches Internet, um unabhängig zu sein vom weltweiten Netz.

Ulrich Mauder
Masha Gessen: Die Zukunft ist Geschichte. Wie Russland die Freiheit gewann und wieder verlor. Suhrkamp. 639 Seiten, 26 Euro.

Marx und Lenin als Paten seines Namens

darunter „Frühling in der Saretschnaja-Straße“ (1956) und „Ich bin 20 Jahre alt“ (1965). Krenlchef Wladimir Putin würdigte Chuzijew als großen Regisseur und Pädagogen.

2009 hatte Chuzijew in einer Revolte von mehreren Regisseuren gegen den

Oscar-Preisträger Nikita Michalkow den Vorsitz im Filmemacherverband übernommen. Er hatte Michalkow als Demagogen beschimpft und ihm vorgeworfen, er nutze seine Kreml-Kontakte nur für eigene Geschäftsinteressen. Chuzijew, geboren 1925 im georgischen Tiflis, war Sohn euphorischer Kommunisten, die seinen Vornamen aus den Teilen „Mar“ von Marx und „Len“ von Lenin zusammensetzten. dpa